

Kämpfe um den rechten Terror von der Kölner Keup- zur Jenaer Johannisstraße

Oder: Wie aus Wasser Joghurt wird

Matthias Quent im Gespräch mit Mitat Özdemir und Katharina König-Preuss

Mitat Özdemir kam in den 1960er-Jahren als Jugendlicher zum Arbeiten aus Çorum nach Köln, wo er immer wieder mit Rassismus konfrontiert wurde. Als Vorsitzender der Interessengemeinschaft Keupstraße und in der Initiative Keupstraße ist überall musste er miterleben, wie die am 9. Juni 2004 gezündete Bombe des NSU nicht nur 22 Menschen teilweise schwer verletzte und Geschäfte verwüstete, sondern auch, wie die Bevölkerung einer ganzen Straße diskriminiert, verurteilt und kriminalisiert wurde. Katharina König-Preuss erlebt seit den 1990er-Jahren in Jena rechte Gewalt und Ausgrenzung gegen jene, die sich gegen Nazis engagieren: insbesondere in der Jungen Gemeinde Stadtmitte in der zentralen Johannisstraße. Als Landtagsabgeordnete der Partei DIE LINKE hat sie sich parteiübergreifend den Ruf einer gründlichen und rückhaltlosen Aufklärerin erarbeitet. Niemand kennt sich in den Netzwerken und Strukturen der Thüringer Neonaziszen so gut aus wie sie. Die beiden lernten sich durch den NSU-Komplex kennen und schätzen. Matthias Quent spricht mit ihnen über ihre Erfahrungen zu unterschiedlicher Zeit und in unterschiedlichen Städten, über Vertrauen in die Polizei und warum beide trotz vieler Enttäuschungen hoffnungsvoll bleiben.

MITAT ÖZDEMIR: Ich möchte mich einer Geschichte beginnen – von einem Mann, der »Nasreddin Hodsha« heißt. Er saß immer verkehrt herum auf einem Esel und ritt verkehrt. Irgendwann machte der Nasreddin Hodsha etwas an einem See und alle Menschen, die drum herum waren, wurden neugierig und sagten: »Hodscha, was machst du denn da?« Er sagte: »Ich versuche, im See Joghurt zu machen.« Da sagten sie: »Das geht doch nicht – das ist doch nicht Milch! Das ist doch Wasser.« Und er antwortete: »Ja, ich versuche es aber.« Daraufhin sie: »Hodscha, bist du verrückt, das geht

nicht.« »Haha«, sagt er, »ich weiß, das geht nicht. Aber wenn es klappt, dann habe ich richtig viel!«

MATTHIAS QUENT: Das ist eine schöne Metapher – dieses Bild für das Gefühl, etwas zu tun, was eigentlich unmöglich ist. Ist das etwas, das Dich in deinem Leben begleitet hat?

MITAT ÖZDEMIR: Ja. Absolut. Es schien mir von Anfang an, dass viele Sachen schwer sind. Aber ich musste es versuchen, sowohl in der Türkei als auch später in Deutschland. Diese Einstellung hat mir sehr viel Kraft gegeben: unmögliches zu versuchen. Es hat in meinem Leben viele Enttäuschungen gegeben, Niederlagen, aber ich habe immer versucht, weiterzugehen. Und jedes Mal, wenn ich etwas nicht geschafft habe, dachte ich: »Es gibt noch Schlimmeres.«

MATTHIAS QUENT: Katharina, Du versuchst auch regelmäßig, aus dem Saalewasser Joghurt herzustellen, oder?

KATHARINA KÖNIG-PREUSS (lacht): Naja, die große Hoffnung bleibt, dass es doch gelingt: einen breiten Widerstand oder eine Gesellschaft zu erreichen, in der Rassismus, Antisemitismus und rechte Strukturen keine Chance haben oder zumindest auf Widerstand und Empörung stoßen. Das ist nach fast 30 Jahren tatsächlich ein bisschen wie Joghurt aus Wasser machen.

MATTHIAS QUENT: Kommen wir vom Metaphorischen zum Konkreten: Bitte stellt Euch für die Leser:innen vor. Der Ausgangspunkt hinter unserem Gespräch ist: Ihr seid – oberflächlich betrachtet – unterschiedlich und habt trotzdem viele Gemeinsamkeiten, die Euch und uns auch miteinander in Kontakt gebracht haben.

MITAT ÖZDEMIR: 1948 wurde ich in der türkischen Provinz Çorum geboren, zwischen Ankara und dem Schwarzen Meer. Ich machte eine Ausbildung zum Schlosser und Dreher, ähnlich einem dualen Studium. Damit hatte ich auch die Hochschulreife in der Türkei. Aber es waren wirtschaftlich und politisch keine stabilen Jahre in der Türkei. Ich hatte meine Ausbildung hinter mir, wollte studieren und das war nicht möglich. Mein Vater sagte, ich sollte nach Deutschland und später, so der ursprüngliche Plan, als Maschinenbau-Ingenieur in die Türkei zurückzukehren. Doch daraus wurde nichts und 1966 kam ich nach Köln – doch nicht als Student, sondern als

einfacher Montage-Arbeiter. Ich war der Jüngste im Transport und reiste mit dem Zug durch mehrere Länder, die ich mir vorher nie erträumt hätte. Das war sehr aufregend. Und als ich durch die Länder des Ostblocks fuhr, fiel mir auf, dass da Frauen auf der Straße, im Straßenbau arbeiteten. Frauen, die wie Männer normal arbeiten. Dann erreichten wir München und wurden von da aus verteilt. Wir kamen, wahrscheinlich 150, 200 Leute, mit einem anderen Zug nach Köln in der Nacht am Bahnhof an. Weiß bekleidete ältere Damen gaben uns aus einem Karton Brot und Käse und schwarze Brühe. Das sollte Kaffee sein. Ich habe Kaffee anders kennengelernt, aber das sollte Kaffee sein. Die Damen standen ordentlich da, wie Soldaten, und waren nicht gesprächsbereit. Ich bedankte mich auf Türkisch. Und dann in der Nacht kamen wir in ein Wohnheim, in der Ecke lief Schwarz-Weiß-Fernsehen. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich einen Fernseher. Der Heimleiter, groß und blond, erzählte uns, dass wir alle zu Ford gehen würden. Ich arbeitete erst am Ford-Fließband, dann an einer Kolbenmaschine, acht Stunden. Das war meine Arbeit: eine große Enttäuschung. Ich wollte etwas anderes machen. Irgendwann war ich an der Maschine und der Meister wollte, dass ich die Stückzahl erhöhe. Als ich da anfing, schaffte ich 74, später 130. Ich wurde krank, an den Organen war nichts, nur Erschöpfung. Drei, vier Tage war ich im Krankenhaus, die Woche darauf musste ich wieder arbeiten. Aber so hatte ich mir das nicht vorgestellt – nur im Wohnheim und dann zur Arbeit. Wenn wir einkaufen gingen, sprach nicht mal die Kassiererin mit uns. Wir waren immer unter uns und alle nervös. Wir konnten uns irgendwann auch gegenseitig nicht mehr ertragen.

MATTHIAS QUENT: Waren die deutsche Geschichte, die Präsenz von Nazis und von Rassismus bei Euch damals Thema?

MITAT ÖZDEMIR: Wir haben uns nicht mit solchen Sachen beschäftigt, wir mussten uns erstmal orientieren in dieser Gesellschaft. Es war ein neues Land, eine neue Welt für uns – von der Ernährung bis zur Sprache usw. 1969, 1970 fing es dann an.

MATTHIAS QUENT: Wir kommen gleich darauf zurück. Aber zunächst möchte ich Katharina bitten, sich vorzustellen.

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: Ich bin 1978 in Erfurt geboren. Meine Familie war bereits in Erfurt in der sogenannten Bürgerrechtsopposition gegen die DDR.

Mein Vater hat Theologie studiert und seine erste Pfarrstelle war dann in Merseburg in Sachsen-Anhalt und da ging dieses Oppositionelle in unterschiedlichen Formen weiter und die Kirche bot ihm dann eine Stelle an als einem der Akteure der im Nachhinein so bezeichneten Friedlichen Revolution. Nach der Wiedervereinigung gab es dann zwei Jobangebote: Berlin und Jena und nach Jena gab's schon eine Verbindung über alte Freunde und die Studienzeit. Wir sind als Familie 1990 nach Jena gezogen. Mein Vater übernahm die JG-Stadtmitte, meine Mutter arbeitete später als Sozialarbeiterin. Ich erlebte 1991 oder 1992 den ersten Übergriff von Neonazis auf Freunde von mir mit und wurde 1992 oder 1993 selbst das erste Mal zusammengeschlagen. Ab dem Moment war das Thema dauerhaft präsent. Ich kann mich nur an eine Phase ohne Nazis erinnern: Das ist die Zeit 1998/1999, als ich in Israel war. Ich studierte erst semitische Philologie und Islamwissenschaften, als ich aus Israel zurückkam. Das Studium habe ich nicht beendet. Ich ging dann in die Berufsakademie, studierte Soziale Arbeit und arbeitete währenddessen in der JG-Stadtmitte. Bis 2009 war ich sowohl in der offenen Jugendarbeit als auch in der Straßensozialarbeit aktiv und wurde dann von der Linkspartei gefragt, ob ich für sie in den Landtag will. Nach längerem Nachdenken nahm ich an. Und dann kam der 4. November 2011, als Mundlos und Böhnhardt im Wohnmobil gefunden wurden. Dann ging alles los: Untersuchungsausschüsse, Recherche, Aufarbeitung, Aufklärung und und und. Und natürlich viel Rückerinnerung an die 90er-Jahre in Jena, an die eigenen Erlebnisse, die vielen Geschichten von Antifaschist*innen der 90er-Jahre zu Mundlos, Böhnhardt, Zschäpe, aber auch zu Wohlleben, Kapke und den ganzen Leuten, die man heute als NSU-Komplex im weitesten Sinne bezeichnet. Bis 2019 liefen die zwei Untersuchungsausschüsse zum NSU und das war schon meine Schwerpunktarbeit über acht Jahre hinweg. Und das hört nicht auf – auch unabhängig vom Untersuchungsausschuss gibt es in Thüringen genügend Probleme mit Neonazis. Das ist sehr prägend für mich, zumindest in meinem bisherigen Leben.

Ansonsten wohne ich in Jena und freue mich, das klingt immer so verrückt, aber dass dieser NSU-Komplex auch so einige, verrückterweise doch positive Momente hat – zum Beispiel Mitat kennengelernt zu haben oder Semiya Şimşek oder Gamse Kubasik. Es geht mir nicht darum, irgendwas positiv zu reden, aber ich glaube, Mitat und ich würden uns ohne den NSU-Komplex nicht kennen.

MATTHIAS QUENT: Der NSU-Komplex, trotz aller Unterschiede in Euren Hintergründen und Entwicklungen, verbindet Euch. Mitat, wie hat diese politische Dimension für Dich angefangen?

MITAT ÖZDEMIR: Ich habe 1969 oder 1970 gemerkt, was in Deutschland los ist. Aber bereits vorher erlebte ich einige Sachen, bei denen ich erst später merkte, worum es ging. Wir kamen im August 1966 in Köln an, im Februar 1967 wollten wir uns den Karneval ansehen. Ich stellte mich irgendwo allein an eine Mauer und der Umzug fuhr vorbei und die Menschen waren fröhlich. Dann kam ein betrunkener junger Mensch, vielleicht zwei, drei Jahre älter als ich, auf mich zu und schubste mich. Ich ging weg, er kam hinterher und schimpfte mit mir. Ich stellte mich ganz weit von ihm weg, aber er kam wieder. Und irgendwann schubste ich ihn zurück und sagte: »Lass mich in Ruhe.« Er ging weg und kam nach zehn Minuten mit mehreren Jugendlichen mit Ketten zurück; rechtsradikale Typen würde ich heute sagen. Der Typ schimpfte mit mir, ob ich ihn eben erwürgen wollte oder prügeln. Ich wusste nicht, was diese Jungs von mir wollten. Aber sie schaukelten schon diese Ketten und näherten sich mir, ich hatte große Angst und wusste gar nicht mehr, was ich machen soll. Ich dachte, jetzt bist du erledigt. Ich war enttäuscht vom Karneval, denn keiner kümmerte sich. Ab und zu mal gingen Leute vorbei an diesen Jugendlichen, die mich mit dieser Kette schlugen, und einige lachten und schupsten mich immer hin und her. Irgendwann kam dann einer, der auch verkleidet war, und hielt sie zurück. Dann hörten sie auf und waren weg. Er hat mich gerettet. Das war mein erster großer radikaler Angriff – und diese rassistische Haltung, das war ein Schock meines Lebens, in Deutschland, in Köln. Warum, was wollten die von mir? Ich hatte ja nichts gemacht, ich schaute nur den Karneval, die neue Kultur an.

Irgendwann hatte ich Zahnschmerzen und ging zu einem Zahnarzt. Ein Zahn hatte Karies und musste gefüllt werden. Der Zahnarzt schimpfte mit mir. Ich weiß nicht, warum. Soweit konnte ich ihn aber verstehen, dass er auf seine Geräte zeigte und sagte, dass es in der Türkei so was nicht gibt, ich müsse doch froh sein, dass es hier so etwas geben würde. Ich hatte Schmerzen und er sagte, ich sollte froh sein, in Deutschland zu sein. Es gab viele solche Situationen damals in Köln. Beispiel Kneipen: Ich wollte in eine Kneipe gehen, nicht weit vom Wohnheim. Alle Jugendlichen konnten sich in Kneipen aufhalten, trinken, tanzen usw. Und dann irgendwann ging ich mal hin und es stand groß an der Tür: Türken dürfen nicht rein. Und unten, klein geschrieben: Hunde dürfen auch nicht rein. An der gleichen Tür. Und da wusste

ich nicht mehr weiter. Enttäuschung. Aber Enttäuschung nicht in dem Sinne, dass mich das runtergezogen hat. Ich habe Kraft gebildet. Aber dann war ich an einem Unfall beteiligt mit einem älteren Deutschen. Die Polizei kam und der Polizist sprach die ganze Zeit mir ihm, nicht mit mir. Ich sagte, dass ich auch etwas dazu sagen möchte. Und er guckte mich erst so an, von der Seite, und sagte: »Halt den Mund! Euch muss man alle hier raus jagen.« Dann sprach er weiter mit dem anderen und sie einigten sich darauf, was ich falsch gemacht haben sollte.

MATTHIAS QUENT: Sagte das der Polizist oder der Fahrer?

MITAT ÖZDEMIR: Der Polizist. Das war für mich das, was mich am meisten innerlich bewegt hat: Ein Polizist, der mir sagt, man solle uns alle rausjagen aus Deutschland. Ich wurde als schuldig befunden, obwohl ich gar nichts sagen durfte. Ich schluckte das alles runter.

1972, 1973 lernte ich Deutsch. Dieses rassistische Verhalten ermutigte mich dazu, mehr Deutsch zu lernen, obwohl ich in Fremdsprachen nicht begabt war, aber ich zwang mich immer dazu: Lerne etwas, sonst kommst Du nicht weiter. Mein Vater schrieb, ich soll studieren und als Ingenieur in die Türkei zurückkommen. Aber dort gab es eine große Unterdrückung. Wir waren Aleviten in der Türkei, in einer Zeit, als sich Aleviten verstecken mussten. Dann kam ich nach Deutschland und musste auch im Wohnheim vor den Bewohnern meine Identität verstecken. Aber auf der Straße konnte ich mich nicht vor rassistischer Unterdrückung verstecken. Damit lebte ich, bis es bei Ford einen Streik gab. Ich glaube, das war für mich eine große Wende. Der Streikführer, das Megafon in der Hand, verlangte mehr Geld und zwei Wochen Urlaub usw. Ich fragte mich zuerst, was er da machte, aber dann sah ich die Leute, die auf die Straße gingen und alle hörten ihm zu. Ein Streik, wenn etwas ungerecht ist! Das hat mir sehr geholfen. Langsam baute ich darauf meine Kraft auf und fing an, politisch aktiv zu werden.

MATTHIAS QUENT: Katharina, Du kommst aus einem rebellischen Haushalt. Hattest Du auch so ein Erlebnis, das Dir das Gefühl gegeben hat, es macht einen Unterschied; ich kann meine Stimme erheben?

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: Ich weiß nicht, ob es so ein Erlebnis gibt. Ich glaube, was zumindest so in meiner Jugend und heute auch noch feststellbar ist: Was hilft und Kraft gibt ist das Gefühl, nicht alleine zu sein, sondern in Ge-

meinschaft, dass es zu mindestens eine kleine Gruppe oder vielleicht auch eine größere Gruppe gibt, mit denen man Übergriffe oder Neonaziaktivitäten gemeinsam bearbeitet, mit denen man gemeinsam auf eine Demonstration fährt oder sogar eine Demonstration organisiert. Wenn in der Jugendzeit eine Sache durchweg Kraft gegeben hat, neben der Familie, dann definitiv die JG-Stadtmitte als Ort und Möglichkeit des Zusammenkommens von Menschen, die sich nicht einer damals schon vorhandenen rassistischen, rechten Mehrheitsposition oder auch Gleichgültigkeitsposition unterworfen hatten. Das Schlimme in den 90ern war vor allem die Gleichgültigkeit.

MATTHIAS QUENT: Du hast die Angriffe erwähnt, die Du erlebt hast in Deinem Umfeld. Was sind Dir da noch für Situationen präsent?

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: Die Situationen, die mir selbst widerfahren sind, haben nicht direkt mit Rassismus zu tun. Also ich bin nicht von Rassismus betroffen. Ich habe allerdings Situationen mitbekommen, wo Menschen, die von Rassismus betroffen sind, zusammengeschlagen wurden. Eine ganz schlimme Situation: Ein Freund meiner Eltern, der aus der Republik Kongo geflüchtet war, und den sie im Asylverfahren begleiteten, meldete sich ein paar Tage nicht. Anfang der 90er-Jahre hatten vielleicht einige schon Handys, aber in Ostdeutschland musste man zum Teil froh sein, wenn man ein Telefon hatte. Meine Eltern fuhren nach zwei oder drei Tagen zu ihm nach Lobeda. Er lag blutend in seiner Wohnung. Eine Gruppe von Nazis hatte ihn in einem dieser Neubaublocks abgefangen und an der Wohnung zusammengeschlagen. Es hat eigentlich jede Woche weitere ähnliche solcher rassistischen Übergriffe gegeben. Ich wurde mit 14 oder 15 das erste Mal zusammengeschlagen, wahrscheinlich, weil ich die Tochter von Lothar König bin, keine Ahnung, ich weiß nicht mal, was der Grund gewesen ist oder der Auslöser. Da wurde ich, von einem Fußballspiel kommend, auf dem Rückweg plötzlich festgehalten von zwei männlichen Neonazis, die ein paar Jahre älter waren, und von einer Freundin von Beate Zschäpe erst in den Magen und dann ins Gesicht getreten. Klar, das tat in dem Moment und auch noch einen Tag später wahnsinnig weh und es gab eine Narbe und ähnliches mehr, aber das eigentlich Schlimme waren die Leute, die vorbei gegangen sind – diese Gleichgültigkeit. Dann habe ich mehrere organisierte Angriffe auf die JG-Stadtmitte erlebt. Einmal schleiften sie meinen Vater am Bart, an den Haaren den Flur entlang auf die Johannisstraße, traten und schlugen auf ihn ein. Eine andere Situation, als ich nachts nach Hause wollte und meine Mutter sich von mir verabschiede-

te und es kamen Leute vorbei, die sagten: »Euch müsste man vergasen, Ihr seid Abschaum.« Irgendjemand in der JG bekam das mit und mein Vater und ein paar andere Leute kamen dazu und dann sind die Nazis wieder auf meinen Vater drauf und verletzten ihn massiv. Er hat seitdem die große Narbe am Auge. Eine Freundin von mir, die vom Geigenunterricht nach Hause ging, wurde von Neonazis abgefangen, ihre Geige wurde zerstört und brennende Zigaretten im Dekolleté ausgedrückt. Dann Leute aus der JG, ich denke, das war schon 1992 oder 1993, denen mit Baseballschlägern auf die Köpfe und die Oberkörper geschlagen wurde. Die hätten tot sein können. Es war bekannt, dass dienstags immer ein Treffen in der JG war und das wussten auch die Nazis und dann waren sie ab einer bestimmten Uhrzeit in Autos unterwegs, bewaffnet, um zu warten, bis die Leute nach Hause gingen; es gab Leute, die sich stundenlang in irgendeinem Keller oder Gebüsch versteckten und versuchten, möglichst nicht laut zu atmen, weil die Nazis unterwegs waren und suchten.

MATTHIAS QUENT: Wo war die Polizei?

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: Keine Ahnung. Die sind nicht gekommen. Es gab einmal einen Angriff auf die JG, da war ich mit meinen Brüdern im Vorderhaus in der Dienstwohnung meines Vaters. Mein Vater war nicht da und wir hörten einen Wahnsinnskrach. Wir schauten aus dem Fenster und sahen einen Mob von 50 bis 100 Leuten, der uns Angst machte. Das Tor war abgeschlossen und die Nazis versuchten, Sachen reinzuschmeißen und das Tor aufzukriegen. Wir riefen die Polizei, aber die kam nicht. Irgendwann kam mein Vater mit so einem ganz alten VW-Bus zurück von seiner Veranstaltung und er fuhr mit dem Bulli einfach auf die Nazis zu, um sie auseinanderzutreiben – wie Zombies. Bei mir ist das Zombie-Bild immer noch im Kopf. Die Polizei kam meiner Erinnerung nach nicht. Auch nachdem ich zusammengeschlagen wurde, ging ich zur Polizei und erstattete Anzeige, doch es passierte nichts. Freunde und Bekannte von mir, die nachts gejagt wurden, erzählten, dass sie zur Polizei rannten und versuchten, in der Polizeistation Schutz zu suchen und dass sie rausgeschickt wurden. Die Polizei sagte ihnen: »Wir sind hier so braun wie die Tür.«

Das ist aber etwas, was bei mir bis heute nachwirkt. Ich habe kein Vertrauen in die Polizei. Ich habe kein Vertrauen, dass mich staatliche Strukturen schützen. Woher soll das Vertrauen kommen? Und noch mal mehr vor dem Hintergrund, was man jetzt mitbekommt mit den sogenannten Einzelfällen

– die ganzen rassistischen Sachen in der Polizei, NSU 2.0, Datenweitergabe und und und. Ich habe ein paar Polizisten kennengelernt, die okay sind und dann merke ich, dass mein Schwarz-Weiß-Denken nicht funktioniert. Aber ich habe kein Vertrauen in die Struktur Polizei. Da ist zu viel kaputt gemacht worden und ich glaube nicht nur bei mir.

MATTHIAS QUENT: Mitat, hast Du Vertrauen in die Polizei?

MITAT ÖZDEMIR: Von Vertrauen kann ich nicht sprechen nach allem, was ich erlebt und gesehen habe. Jetzt soll niemand kommen mit Vergleichen mit der Türkei! Das höre ich immer, wenn ich sage, dass ich kein Vertrauen in Polizisten oder Polizei oder diese Struktur hier habe. Dann werden mir sofort Vorwürfe gemacht und gefragt, was in meinem Land los sei? Doch was interessiert mich die Türkei? Aber dadurch bin ich gehemmt – wenn ich davon frei wäre, dann würde ich es genauso sagen wie Katharina. Wenn es hart auf hart kommt, wenn es um etwas geht, dann können die wie ein Drachen werden. Es gibt vorn eine schöne Fassade, klar, und ich schließe auch einzelne Polizisten oder einzelnes Vorgehen aus. Aber hinter der Fassade ist es anders, gefährlich.

MATTHIAS QUENT: Wie müsste denn für Euch eine Polizei oder eine Behördenstruktur aussehen, der Ihr vertrauen könnt? Und was müsste passieren, damit Ihr Vertrauen gewinnen könnt?

MITAT ÖZDEMIR: Da komme ich jetzt zum großen Ereignis in der Keupstraße. Es hieß immer, es würde lückenlos aufgeklärt werden. Was ist davon aufgeklärt worden? Gar nichts. Für viele Menschen war das gerichtliche Vorgehen in München ein Schlag ins Gesicht. Mag sein, dass viele Sachen okay waren, einige Strafen usw. Für mich war es aber nicht mal ein Bruchteil von dem, was ich erwartet habe. Wenn es wirklich so gewesen wäre, wie ich erwartet hätte, wären der Hintergrund, die Hintermänner, die ganze Struktur auseinandergekommen worden – für dieses Land und für Demokratie – so wie es versprochen wurde. Bis jetzt habe ich in meinen ganzen Jahren in Deutschland immer wieder rassistisches Benehmen gegenüber Migranten erlebt und immer wieder wird erzählt, das seien Einzelfälle. Aber es ist ja gar nicht so.

MATTHIAS QUENT: Katharina, was müsste passieren, damit Du Vertrauen gewinnst?

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: Ich glaube, bei mir ist es zu spät. Das eine sind die Erfahrungen aus den 90er- und frühen 2000er-Jahren. Dann kommt noch eine ganz andere Erfahrung dazu, nämlich der Dresden-Prozess gegen meinen Vater, in dem Polizeibeamte vor Gericht nachweisbar gelogen haben und in dem nachgewiesen wurde, dass Polizeibeamte Videos manipuliert haben, um ihn ins Gefängnis zu bringen. Der Prozess endete mit Einstellung, weil wir die manipulierten Vorwürfe widerlegen konnten, weil wir Videobeweise hatten, die die Lügen der Polizei und das manipulative Videos-Zusammenschneiden nachweisen konnten. Es wurden Videoparts rausgeschnitten aus ihrem Material, um ihn zu belangen, um ihn ins Gefängnis zu bringen, und da ging es immerhin um eine mögliche Verurteilung von mehreren Jahren.

Wie soll da je wieder Vertrauen entstehen? Vielleicht wäre es anders, wenn die Polizei diejenigen, die angegriffen wurden, in den 90er-Jahren ernst genommen hätte. Und auch diejenigen, die anfingen, sich zu bewaffnen. Ich hatte auch irgendwann eine Schreckschusspistole, um mich im Fall der Falle wehren zu können. Aber die Polizei hat uns nicht ernst genommen. Das nimmt nichts davon, dass ich an unterschiedlichen Stellen das, was die Polizei macht, richtig und gut finde – beispielsweise die Durchsuchungsmaßnahmen in Thüringen bei den Turonen. Aber immer, wenn es auf die persönliche Betroffenheitsebene geht, kommen meine Erinnerungen hoch. Meine Erfahrung mit der Polizei ist eben, dass sie einen hängen lassen, allein lassen, sogar Beweismaterialien manipulieren.

Auf einer politischen Ebene kann ich sagen, wie eine Polizei aufgebaut und aufgestellt sein muss, um besser zu agieren. Sie muss diverser sein, sie muss sensibel sein für rassistische Übergriffe, sie muss sensibel sein für Übergriffe von rechts, sie muss Antisemitismus erkennen, sie sollte entsprechende Zeugenbefragungen durchführen und mit Menschen, die von Rassismus betroffen sind und gerade einen Übergriff hatten, anders umgehen. Sie sollte die Betroffenenperspektive auf dem Schirm haben. Und vielleicht ist es ja irgendwann so weit, dass sich die Polizei in so eine Richtung entwickelt. Es gibt erste, kleine Anfänge: dass sie aufhören mit diesem Korpsgeist und sich auch distanzieren von rechten Polizisten; dass sie NSU 2.0 bedingungslos aufklären und auch das, was den NSU-Komplex angeht, wo Polizeibeamte im Prozess, aber auch in den Untersuchungsausschüssen immer wieder gesagt haben, sie könnten sich nicht erinnern – bis auf wenige, einzelne Ausnahmen. Ja, dann gibt's eine Chance, dass die jetzt junge Generation ein anderes Verhältnis zur Polizei entwickelt. Aber ich? Ich weiß es nicht.

MATTHIAS QUENT: Es scheint da einen inneren Widerspruch zu geben – persönlich nicht vertrauen können, aber politisch Verhältnisse herstellen zu wollen, in der alle der Polizei vertrauen können. Ist da etwas dran?

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: Es wäre ja nicht schlecht, wenn ein Staat, der entstanden ist, mit einem klaren, eigentlich nach meinem Verständnis antifaschistischen Konsens, der sich durch das Grundgesetz durchzieht, dies mit seinen Organen auch entsprechend umsetzen würde. Aber was ich immer wieder feststelle: Er macht das Gegenteil. Er machte das Gegenteil in den 90er-Jahren, er machte das Gegenteil in den 2000er-Jahren, in den Ermittlungen beispielsweise im Zusammenhang mit den NSU-Morden, und er macht auch heute in weiten Teilen das Gegenteil, indem er Antifaschist*innen vor Gericht stellt wegen der Aussage »Kommt nach vorne«, wegen einer Fahne, die hochgehalten wird, wegen einem Lautsprecherwagen, der gefahren wird; indem er Antifaschist*innen scharf verfolgt, Neonazis aber agieren lässt, antifaschistischen Initiativen die Gemeinnützigkeit entzieht, während rechte Strukturen weiterhin die Gemeinnützigkeit haben und damit Geld absetzen können als Spendengelder. Ich würde mir wünschen, dass sich dieser Staat seiner Ursprünge und Aufgabe bewusst wird. Es ist nicht so, dass das gar nicht passiert. Aber es geschieht immer noch viel zu wenig. Und dann kommen diese ständigen politischen Erklärungen hinzu, dass man keine Ahnung haben konnte – nach Hanau, Halle, Kassel, nach dem NSU, nach dem nächsten Mord, nach dem nächsten schweren Übergriff, immer wieder dieselben Floskeln. Aber es passiert nicht das, was notwendig wäre, dass sich Menschen geschützt fühlen, dass sich Menschen sicher fühlen. Da geht's um Geflüchtete, um Menschen mit Einwanderungsgeschichte, um Menschen, die erkennbar antifaschistisch oder Punks sind oder um obdachlose Menschen. Sie fühlen sich nicht sicher in diesem Staat und da versagt er. Und da hat er wahnsinnig viele Menschen enttäuscht und allein gelassen.

MATTHIAS QUENT: Es gab jüngst eine große Debatte über Studien zu Rassismus in der Polizei. In einer Meinungsumfrage im Auftrag der Europäischen Kommission aus dem Jahr 2020 gaben 84 Prozent der Deutschen an, Vertrauen in die Polizei zu haben. Die Polizei ist mit Abstand die Institution, die am meisten Vertrauen genießt. Wie geht man um mit einer Situation, dass es Erfahrungen gibt, die von vielen nicht geteilt werden? Ich kann mir vorstellen, dass es zu einer ständigen Wiederholung des Eindrucks kommt, nicht verstanden und nicht ernst genommen zu werden? Anders gefragt: Muss man

spezifische Erfahrungen gemacht haben, um kein Vertrauen in die Polizei zu haben und wie erlebt Ihr das? Werdet Ihr von Menschen verstanden, die diese Erfahrungen nicht gemacht haben?

MITAT ÖZDEMIR: Genau das wäre die Erklärung: keine Erfahrungen haben, aber vertrauen wollen. Ich möchte wieder das Fassadenbild nehmen: Es ist eine Fassade, wenn du die Zahlen sagst – das ist das, was wir von der Fassade sehen oder fühlen und merken, das ist das Vertrauen. Aber hinter der Fassade bleibt versteckt, was alles passiert. Die Zahl 84 Prozent erscheint mir sehr hoch, da steckt bestimmt auch ein bisschen Angst dahinter. Auf der anderen Seite, wer hat denn so was erlebt wie ich? All das, was auf der Keupstraße passiert ist, wie die Menschen leiden mussten und wie eine ganze Gesellschaft mit den Fingern auf die Betroffenen in der Keupstraße gezeigt hat. Unter den 84 Prozent sind sicher viele, die keine Ahnung haben. Und: Die Gesellschaft muss der Polizei vertrauen, sie hat ja keine andere Chance. Doch viele Menschen sollten hinter die Fassade gucken.

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: 16 Prozent, die der Polizei nicht vertrauen, sind 13 Millionen Menschen. Klar ist der Anteil der Vertrauensvollen trotzdem hoch und ich würde mich da Mitat anschließen: Da spielen sicher viele Faktoren mit rein – etwa, dass man nicht betroffen ist; also man hat gegebenenfalls mit der Polizei Kontakt gehabt bei einem Verkehrsunfall oder Diebstahl, wo die Polizei normal agiert hat. Aber sie agieren in bestimmten Situationen, die 13 Millionen Menschen betreffen, anders – das ist jetzt populistisch. Und wenn ich jetzt überlege, dass ich zu den 16 Prozent gehöre, dann unterstelle ich, dass die 16 Prozent Gründe dafür haben, dass sie der Polizei nicht vertrauen können.

MATTHIAS QUENT: Es sollte nicht um eine Rechtfertigung gehen, sondern mich interessiert, wie kriegt man ein Verständnis oder eine Vermittlung hin – gelingt es Euch in Eurer politischen Arbeit, verstanden zu werden mit Eurem fehlenden Vertrauen?

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: Das ist unterschiedlich. Ich kenne Menschen, mit denen ich politisch viel zu tun habe, die komplettes Vertrauen in die Polizei haben, die beispielsweise im Zusammenhang mit dem NSU-Komplex Sachen kritisieren und sagen, dass viel schiefgelaufen ist und die nachvollziehen können, warum ich aufgrund meiner Erfahrungen der Polizei nicht vertraue. Und

dann gibt's Menschen, die genau dieses fehlende Vertrauen auf die Abstempelung als Linksextremistin mit drauf packen. Da wird gar nicht hinterfragt, warum das Vertrauen fehlt. Es gibt mittlerweile auch Polizeibeamte, denen ich das erklärt habe, und die das jetzt nachvollziehen können und sagen, sie könnten mit diesen Erfahrungen wahrscheinlich auch kein Vertrauen mehr haben.

MATTHIAS QUENT: Fehlender Schutz und Kriminalisierung – Mitat, sind das Dinge, die Du im Kontext der Keupstraße auch erlebt hast?

MITAT ÖZDEMIR: Ja. Mit der Keupstraße erreichte meinem Leben eine ganze andere Phase. Es gab in anderen Städten Morde und die wurden als »Dönermorde« bezeichnet. Und man hat damit sagen wollen, so haben wir das jedenfalls verstanden, dass Türken und Migranten Morde unter sich begehen. Und das ist wieder ein Beispiel dafür, was vor der Fassade passiert und was in Wirklichkeit dahinter abläuft. Jedes Mal nach einem Mord an Migranten wurde wieder ein Argument für diese These gefunden und ich fragte mich: Was soll denn das? Ich kann mir das nicht vorstellen, was ist denn da los? Alle Politiker, Fernsehberichte und Zeitungen waren oberflächlich. 2004 explodierte die Bombe. Die Sache passierte vor meiner Nase. Das wurde auch als Einzelfall bezeichnet, auch wenn es keiner war. Der Anschlag auf die Keupstraße erschütterte mich richtig. Ich hatte zwei Geschäfte dort, einen Großhandel und einen Kiosk. Im Kiosk arbeitete ein Mitarbeiter von mir und nach diesem Geschehen hat man gefragt: »Hör mal, überall in Kiosken und Dönerläden mordet man, tötet man Türken, hast Du denn überhaupt keine Angst?« Und meine erste Reaktion war: »Nein, ich habe keine Angst – warum, wieso?« Aber hinterher dachte ich: Moment, ja, ich bin ja manchmal allein hier. Das, was irgendwo passiert ist, in Kassel oder irgendwo, kann auch mir passieren.

Und dann wurde ich aktiv. Ich habe mit ein paar Freunden überlegt, dass wir auf der Keupstraße irgendetwas machen müssen – einen Verein auf die Beine stellen, wieder zusammenkommen und uns wehren gegen dieses rassistische Vorgehen, dieses ständige Beharren, dass wir diese Bombe selbst gelegt hätten. Wir riefen den Verein zusammen und dann wurde ich mit 87 Prozent der Wählerstimmen als Vorsitzender für die Interessengemeinschaft Keupstraße gewählt. Wir setzten uns dann 10 Punkte. Der erste Punkt war, dass wir mit Behörden in Kontakt kommen – mit der Polizei, der Stadt und auch mit Journalisten. Wir haben berichtet und aufgeklärt. Ein Beispiel kann ich erzählen: Wir wollten in unserer Ortschaft Mühlheim, in der sich

die Keupstraße befindet, in andere Vereine gehen und aufklären. Ich erzählte immer, was es in der Keupstraße zu kaufen gab, also tolle Sachen, dass wir mit dieser Bombengeschichte nichts zu tun hatten, dass wir auch Leidende waren, Opfer und dass uns keiner richtig hörte! Und während ich das erzählte, hob eine ältere Dame die Hand und sagte: »Herr Özdemir, Sie erzählen gut und schön, aber die Keupstraße war meine Straße und jetzt gehe ich da nicht mehr durch.« Ich antwortete: »Liebe Frau, warum denn nicht?« Da sagte sie: »Ich habe Angst! Da sind die Kriminellen, die da wohnen, die Geschäfte machen, ich habe Angst, dass mir etwas passiert, der Bombenanschlag usw., da könnte immer was passieren.« Ich hatte danach nicht mehr den Mut, weiter zu erzählen. Mir ging es richtig schlecht. Ich fand keine Wörter mehr, weil es keinen Sinn hatte. Die Gesellschaft, die Behörden – es war alles vergiftet. Unser Eindruck damals war: Wir können machen, was wir wollen, die Keupstraße ist schuldig, wir sind kriminell, wir haben die Bombe selbst gelegt, Türken sind schlecht, die sind wie ein Virus, das man bekämpfen muss. Das tat weh. Das tat wirklich weh.

MATTHIAS QUENT: Katharina, siehst Du Gemeinsamkeiten zwischen diesen Erlebnissen von Mitat und deinen?

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: Ich würde es nicht gleichsetzen. Das ist eine ganz andere Erfahrung, die Mitat und die Leute aus der Keupstraße gemacht haben, die wieder viel mit Rassismus zu tun hat. Aber ja, Ausgrenzungsstrategien und erfolgte Ausgrenzung und Isolation gab es in den 90ern und die gibt es auch heute. In den 90ern wurde zum Beispiel der JG-Stadtmitte der Vorwurf gemacht, dass sie die Nazis brauchen würde, um zu existieren. Und als zum Beispiel durch die JG skandalisiert wurde, dass Fußballfans auf dem Weg zu einem Auswärtsspiel das sogenannte antisemitische U-Bahn-Lied gesungen hatten, wurde im Nachgang dann gesagt, das sei nicht gut, weil es der Stadt Jena schade und damit ging eine Ausgrenzung einher. Und die Begrifflichkeiten, die für die JG, aber auch für die linke Szene in Jena verwendet wurden: die »Dreckigen«, die »Punks«, die »Königskinder«, die »Linksradikalen« – immer der Versuch, alle Leute in eine Gruppe zu packen und diese Gruppe aus der Mehrheitsgesellschaft zu exkludieren. Das mündete in Versuchen, der JG Gelder zu streichen oder die JG komplett aus der städtischen Finanzierung rauszunehmen. In einem gewissen Sinne erlebe ich das teils bis heute. Es wird gesagt: Das ist die Linksradikale, das ist die Linksextremistin, mit der gibt man sich nicht ab. Das haben sie damals schon mit meinem Vater und

Leuten gemacht, die sich gegen rechts positioniert haben – denen wurde gesagt, sie seien zu links, zu radikal, zu umstritten. Und heute macht man das Spiel weiter. Die Spaltung funktioniert.

MATTHIAS QUENT: Mich interessiert noch ein Blick vor allem auf Eure jeweiligen Stadtgesellschaften. Was ist in Jena und Köln in den letzten 20 und verstärkt in den letzten 10 Jahren seit dem öffentlichen Bekanntwerden des NSU-Komplex passiert – seit bewiesen wurde, dass eben nicht die Menschen der Keupstraße schuld sind, sondern die Nazis und das Versagen von Behörden und Gesellschaft. Was hat das mit Euch und Eurem Umfeld gemacht?

MITAT ÖZDEMIR: Es hat sich sehr viel geändert – auch zum großen Teil im positiven Sinne, weil viele Menschen dazu gezwungen sind, sich damit auseinanderzusetzen. Gleichzeitig sind auch die Rechtsextremisten mehr geworden. Sie sind überall und fühlen sich auch kräftig, klar. Aber dann gibt's auf der anderen Seite die Stadtgesellschaft, die in der Mehrzahl jetzt etwas anders denkt und nicht vor jedem rassistischen Vorfall die Augen verschließt. Es gibt viele, die aus ihrem Inneren heraus sagen, dass es so nicht mehr weiter gehen darf. Wenigstens in diesem Sinne sprechen sie es aus. Und tun auch was. Es gibt auch sehr viele Menschen, die vorher nicht da waren und die viel tun, damit es besser wird. Auch bei Migranten hat sich einiges geändert. Wir sind ein Stückchen weiter – dass Migranten nicht alles schlucken und dass sie nicht alleine sind. Es gibt Menschen, die daran sehr interessiert sind, dass sich Dinge ändern. Solche Sachen sind ans Licht gekommen. Und ich bin heute froh, ich glaube, ich lebe heute etwas wohler als vorher. Ob das Radikale weniger geworden ist? Nein! Umgekehrt: Es ist mehr geworden. Aber trotzdem bin ich heute nicht allein. Von den Gesetzen usw. fühle ich mich nicht unbedingt besser, aber von der Gesellschaft her fühle ich mich nicht allein gelassen.

MATTHIAS QUENT: Das ist schön zu hören. Katharina, wie ist das bei Dir?

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: Ja, es hat sich etwas zum Positiven verändert. Es gibt eine höhere Sensibilität gegenüber rechten, rassistischen, antisemitischen Übergriffen. Es gibt mittlerweile bundesweit sogenannte Bürgerbündnisse. Das mag zynisch, verrückt oder komisch klingen, aber Bürgerbündnisse gab es in den 90er-Jahren in Ostdeutschland nicht. Es gab antifaschistische Gruppen oder manchmal war die Kirchengemeinde noch mit dabei oder eine lokale Gewerkschaft. Aber es gab keine Bürgerbündnisse gegen rechts. Da hat sich

definitiv etwas geändert – auch, dass Medien versuchen, anders zu berichten, oft rassistische Vorfälle einordnen und beginnen, ihre Sprache zu ändern. Also ich würde schon sagen, da ist ein Unterschied zu 2011. Und das ist noch mal ein viel größerer Unterschied zu der Zeit vor 2011. So eine Begrifflichkeit wie damals der rassistische Name der Sondergruppe, die wegen den NSU-Morden ermittelt hat, das würde es heute, glaube ich, nicht mehr geben. Aber vielleicht hoffe ich das nur.

MATTHIAS QUENT: In Köln hat die Polizei mit dem Begriff »Nafris« gearbeitet – mindestens bis 2015/16.

KATHARINA KÖNIG-PREUSS: Stimmt. Aber zumindest würde es eine schnellere Skandalisierung geben und große Teile der Gesellschaft würden sich den Begriff nicht selbst aneignen, sondern widersprechen. Und das ist ein Fortschritt. Es gibt mittlerweile in vielen Städten eine Auseinandersetzung mit Rassismus; angefangen mit Parteien, die sehr bewusst Menschen mit Einwanderungsgeschichte aufstellen und auf die Listen nehmen, die mit in den Parlamenten vertreten sind, bis hin zur Mehrsprachigkeit von Veröffentlichungen einer Stadt. Ich denke, da ist viel geschehen. Dann aber gibt es diesen krassen Alltagsrassismus, bei dem sich wenig geändert hat: das selbstkritische Hinterfragen, das Sich-Eingestehen: Ich bin rassistisch, weil ich in einer Gesellschaft aufgewachsen bin, die so funktioniert. Und dann zu gucken, wie ich mich in bestimmten Situationen verhalte. Wann wechsele ich zum Beispiel die Straßenseite? Bei mir ist das ganz oft bei Männergruppen, aber zeitweise auch, wenn Gruppen von mehreren Geflüchteten zusammen waren. Ich war dann selbstkritisch und fragte mich, warum und merkte, dass es doch gar keinen Grund gibt. Und dann habe ich mir bewusst das andere Verhalten angeeignet. Das fehlt immer noch – dass sich die Gesellschaft dem eigenen Rassismus stellt und nicht nur nach außen Rassismus kritisiert. Das eine ist, bei Black Lives Matter auf die Straße zu gehen oder auf die Straßen zu gehen, wenn, wie in Hanau, Menschen ermordet werden. Das ist gut, das ist notwendig, dass das gemacht wird. Und es ist beispielsweise auch zu kritisieren, wenn Shishabars kontinuierlich polizeilichen Maßnahmen unterzogen werden. Warum macht das denn die Polizei? Sie unterstellt, dort würde schon wieder irgendetwas passieren. Also vielleicht mal aus Solidarität in eine Shishabar gehen?

Wenn ich mir diese Black Lives Matter-Bewegung anschaue und sehe, was im Nachgang in Halle und Hanau passiert ist, dann sehe ich auf der einen Sei-

te eine starke Selbstermächtigung von Betroffenen. Im Halle-Prozess konnten die Betroffenen durchsetzen, auch medial, dass der Name des Täters nicht genannt wird. Das ist Wahnsinn, wenn man überlegt, wie die Berichterstattung im NSU-Prozess aussah – als Beate Zschäpe mit Bild auf der Titelseite abgedruckt wurde. Jetzt wird die Betroffenenperspektive ernster genommen. Und ähnlich ist es ja im Nachgang von Hanau passiert, dass die Namen derjenigen, die ermordet wurden, viel stärker im öffentlichen Raum sind als der Name des Täters. Das finde ich beeindruckend. Das macht Hoffnung darauf, dass sich in zehn Jahren auch in der sogenannten Mitte der Gesellschaft etwas zum Positiven hin verändert. Und dass Menschen stärker rassismuskritisch gegenüber sich selbst sind und nicht nur dann, wenn ein rassistischer Mord passiert.

MITAT ÖZDEMIR: Das, was Katharina gesagt hat, kann ich nur bestärken. Die Medien haben sich geändert, die Sprache von damals, die wir erlebt haben, die ganzen Jahre, ist weg. Diese Sprache hat uns damals sehr gestört. Für uns war die erniedrigende Sprache in normalen Berichten und Artikeln deprimierend. Das ist weg. Und auch die Gesellschaft reagiert ganz anders. Viele, viele Menschen sehen, was an Unrecht und undemokratischen Sachen in Deutschland passiert, und sie sind nicht damit einverstanden. Und sie kommen von sich aus – nicht aus einer Organisation oder sonst was, nein, es sind Einzelne. 2015 und 2016 haben wir auf der Keupstraße Begegnungsfeste gemacht: Protestfeste. Bis zu 170.000 Menschen kamen einfach dahin. Das zeigt mir, dass die Gesellschaft nicht damit einverstanden ist und nicht untätig bleibt. Sobald etwas geschieht, protestieren viele und organisieren sich. Das ist gut, so fühle ich mich nicht mehr allein. Dankeschön!

